



Das waren die Tage, als vier Männer mit einem gecharterten Jet namens „Starship“ um die Welt flogen und die Besucherrekorde der Beatles pulverisierten: John Paul Jones, John Bonham, Robert Plant und Jimmy Page. (v.l.n.r.)

FOTO: REDFERNS

VON CHRISTIAN ZASCHKE

London – Jimmy Page sitzt in Suite 215 des Connaught Hotels und sieht blendend aus. Er ist 68 Jahre alt, seine weißen Haare sind zu einem gepflegten, kleinen Zopf gebunden. Dazu hat er sich für den Gesichtsausdruck „Elder Statesman of Rock“ entschieden, der ihm gut steht. Er versichert, welch außergewöhnliche Freude es sei, dass man sich jetzt und hier und heute treffen könne und bittet, Platz zu nehmen.

Jimmy Page hat die Manieren eines englischen Lords. Er gilt als mürrischer, verschlossener, undankbarer Gesprächspartner, der an normalen Tagen Banalitäten vor sich hinknurr und an schlechten nicht mal die. Heute nun hat Page offenbar einen sehr guten Tag. Genauso wie John Paul Jones, der ein paar Meter weiter in Suite 218 sitzt.

Es ist ja auch ein ausgesprochen schöner Herbst in London.

Draußen vor dem Connaught fährt hin und wieder ein Bentley vor oder ein Maserati oder einer dieser kettenpanzer-großen Range Rover, woraufhin ein paar livrierte Männer herbeistürzen, Türen und Kofferraumklappen aufreißen, tonnenweise Gepäck ausladen und sehr eifrig um die Gäste herumscharwenzeln.

Drinne in den Suiten 215 und 218 aber wissen Jimmy Page und John Paul Jones, dass sie heute eigentlich nur eine Frage hören werden, immer wieder: Guten Tag, wird das noch mal was mit Led Zeppelin?

Und man ahnt schon, wie Jimmy Page dann schaut, im Angesicht der Fragen aller Fragen: Wie ein in Ehren gealterter Hund, dem schon wieder jemand auf den Schwanz tritt.

Jimmy Page ist der Gitarrist und John Paul Jones der Bassist der 1968 gegründeten Rockband Led Zeppelin, die sich 1980 aufgelöst hat. 2007 hat die Band in London noch einmal ein grandioses Konzert gegeben, von dem an diesem Wochenende ein Mitschnitt erscheint, ein Film, eine CD.

Also hat die Plattenfirma ein paar sehr wenige Termine anberaumt; exakt sieben Journalisten aus aller Welt dürfen mit Page und Jones sprechen. Robert Plant, der Sänger, hatte wie immer keinen Bock. John Bonham, der Drummer, ist tot. Bonham starb 1980; bei dem Konzert von 2007 saß sein Sohn Jason am Schlagzeug. Würde John Bonham noch leben, hätte er mit Sicherheit noch weniger Lust auf Gespräche gehabt als Robert Plant. Als die Band 1977 durch Amerika tourte, erging an die Presse folgende Anweisung: „Sprechen Sie nur mit den Bandmitgliedern, wenn diese Sie zuerst ansprechen. Vermeiden Sie Augenkontakt mit John Bonham. Dies zu Ihrer eigenen Sicherheit.“

Für das Konzert in London gab es 16 000 Karten. Zwanzig Millionen Menschen aber wollten eine haben

Es waren die Tage, als die vier Männer mit einem gecharterten Jet namens „Starship“ um die Welt flogen, die Besucherrekorde der Beatles pulverisierten, Bonham im jeweiligen Hotel routiniert so viele Zimmer wie möglich verwüstete und Led Zeppelin die größte Rockband der Welt war. Eine Fügung hatte den begnadeten Sänger Plant, den inspirierten Gitarristen Page, den atomuhrgenauen Bassisten Jones und den besessenen Schlagzeuger Bonham zusammengeführt. Die metaphysisch Begabten unter den Rockfans konnten in der Existenz von Led Zeppelin durchaus eine Art Gottesbeweis sehen, denn wie

sonst sollte das Zusammentreffen von vier derart talentierten Männern zu erklären sein, deren gemeinsames Schaffen weit über die Genialität jedes Einzelnen hinauswies und im Song „Stairway to Heaven“ einen Ausdruck für die Ewigkeit fand?

In einem idealen Paralleluniversum machte sich, an diesem Londoner Sonntag im Jahr 2012, John Bonham vermutlich gerade daran, den zweiten Stock des Connaught Hotels nach allen Regeln der Kunst zu Kleinholz zu verarbeiten. In dieser Welt aber sitzen Page und Jones in ihren Suiten, sehr zivilisiert, ein Tässchen Kaffee auf dem Glastisch vor sich. Und sie reden. Obwohl sie doch jede Frage schon zwanzigtausendmal beantwortet haben und es im Grunde nichts mehr zu sagen gibt über eine Band, die seit 32 Jahren Geschichte ist. Oder doch?

„Haben Sie den Film schon gesehen?“, fragt Jimmy Page.

„Ja, gestern.“

„Und, hat er Ihnen gefallen?“ Page wirkt wie jemand, der weiß, dass er ein besonders tolles Stück Arbeit abgeliefert hat und sich nun aufs Lob freut.

„Der Film war phantastisch. Was für ein tolles Konzert!“

Page lehnt sich in die Sofalandschaft zurück. „Danke“, sagt er ernst, „der Auftritt war tatsächlich ziemlich spektakulär.“

Eigentlich sollte es natürlich die letzte Frage sein, aber wenn der Mann so gute Laune hat: Warum noch lange drumherumreden? Alsdann, hilft ja nichts: „Sie haben da alle zusammen so viel Spaß auf der Bühne, dass man sich fragt, warum Sie nicht öfter zusammen auftreten. Steht das zur Debatte?“

Page seufzt und setzt den Hundeblick auf. Dabei ist die Sache ganz einfach: Nichts auf der Welt würde Jimmy Page lieber tun, als die Band wieder zusammenzubringen. Doch John Paul Jones hat gerade was anderes zu tun. John Bonham ist tot. Und Robert Plant hat keinen Bock.

Am Tag vor den Interviews mit Page und Jones hatten die sieben geladenen Journalisten den Konzertfilm ansehen dürfen, der beim Auftritt von 2007 gedreht wurde. Dafür waren sie ins Soho Hotel gebeten worden, das im Keller über ein Kino mit 100 roten Ledersesseln und eine sehr erwachsene Soundanlage verfügt. Vor Beginn der Vorstellung deckte die CNN-Frau den Regisseur und den Produzenten des Films mit einem Fragengewitter ein, was die größtenteils in Lederjackets gekleideten Rockjournalisten nervös machte.

Dann bat ein PR-Mann, der genau so aussah wie der Schauspieler Jude Law, man möge bitte die Handys abgeben: der Diskretion wegen, der Film sei ja noch geheim. Der PR-Mann nahm die Handys entgegen wie kostbaren Schmuck und schob sie vorsichtig in bereits mit Namen beschriftete, wattierte Kuverts.

Das Handyabgeben ist bei solchen Terminen üblich, aber auch ein wenig albern, weil Profis halt zwei Telefone mitbringen. Und natürlich – die Profis wussten es vorher – gibt es immer einen, der lautstark protestiert, weil er unmöglich zwei Stunden lang nicht erreichbar sein könne. Ein deutscher Radio-Rockjournalist war so freundlich, diese Rolle zu übernehmen, er fauchte: „Ich dachte, wir wären Medien-

partner, nicht Medienfeinde.“ Der Jude-Law-Mann sagte: „Ich verstehe, Sir, Sie müssten bitte trotzdem jetzt Ihr Telefon abgeben, Sir.“ Nur Engländer vermögen das Wort „Sir“ so zu betonen, dass es in Wahrheit „Arschloch“ heißt.

Dass Led Zeppelin überhaupt noch mal ein volles Konzert gegeben hatte, verdankt sich einer Reihe von Zufällen. Ende 2006 war Ahmet Ertegun gestorben, der Gründer des Plattenlabels Atlantic Records. Ihm zu Ehren sollte ein Konzert mit mehreren Künstlern stattfinden. Led Zeppelin, so die Idee, könne ja vielleicht eine halbe Stunde spielen. Der Erlös sollte einer Stiftung Erteguns zufließen. 2007 saßen Page, Plant und Jones in New York beim Lunch und überlegten, ob man nicht mal wieder was zusammen machen sollte. „Es war witzigerweise sogar Roberts Idee“, erzählt John Paul Jones, „allerdings schwebte ihm vor, dass er was auf die Beine stellt und wir vielleicht für ein, zwei Lieder auf die Büh-

Um zu verstehen, wie groß die Band Led Zeppelin noch heute ist, reicht ein kurzer Blick auf die Rockmusik nach 1980. Es gibt vermutlich keine Rockband, die nicht von Led Zeppelin beeinflusst worden ist. Dave Grohl, ehemals Schlagzeuger von Nirvana und heute Sänger der Foo Fighters, schrieb im Magazin Rolling Stone: „Heavy-Metal-Musik würde ohne Led Zeppelin nicht existieren. Und wenn doch, wäre sie scheiße.“ Bands wie Kingdom Come, Wolfmother oder The White Stripes sind ohne Led Zeppelin nicht vorstellbar, es ließe sich problemlos eine der in Rockmagazinen so beliebten Listen erstellen: „Die 500 am meisten von Led Zeppelin beeinflussten Bands“. Auf einer Londoner Häuserwand stand einmal „Clapton is God“, eine Huldigung an Eric Clapton, aber heute wissen junge Gitarristen wieder, dass der Gott der Rock-Gitarre noch immer zweifeltig ist und zu gleichen Teilen aus Jimi Hendrix und Jimmy Page besteht.



Jimmy Page bei dem legendären Londoner Auftritt 2007. Seither muss er noch stärker leiden, denn mit dem Auftritt wurde klar, dass die Band es noch könnte. FOTO: GETTY

ne kommen.“ Jones kichert vergnügt: „Eben eine typische Robert-Idee.“ Aus der Robert-Idee und dem Plan für den halb-stündigen Auftritt wuchs ein größeres Projekt: ein abendfüllendes Konzert. Allein Led Zeppelin, live, erstmals seit 1980. Ertegun war ein enger Freund der Band gewesen, nur deshalb sagte Plant zu.

Streng genommen hatte die Band bereits 1985 wieder zusammengespielt, beim Live-Aid-Konzert in Philadelphia. Sie hatten kaum geprobt, am Schlagzeug saßen der übermotiviert Tony Thompson und der Alleskönner Phil Collins, den das Geschepper von Thompson aber ersichtlich in den Wahnsinn trieb. Es war furchtbar. 1988 trat die Band nochmal anlässlich des 40. Geburtstags von Atlantic Records auf. Bonhams Sohn Jason spielte Schlagzeug. Er hat zwar die Bonham-Gene, aber er war zu leichtfertig an die Sache herangegangen und hatte nicht genug geübt. Es war so lala. Jimmy Page erzählt: „Mir war immer klar: Wenn wir noch mal auftreten würden, dann mit dem vollen Programm. Auch, um die beiden misslungenen Auftritte vergessen zu machen.“

Die 16000 Karten für das Led-Zeppelin-Konzert, das am 10. Dezember 2007 in London stattfand, wurden zu 125 Pfund das Stück verkauft. Es gingen mehr als 20 Millionen Anfragen ein. Mit anderen Worten: Hätte man alle Anfragen erfüllt, wäre die O2-Arena an 1250 Abenden hintereinander ausverkauft gewesen, knapp vier Jahre lang.

Ein Promoter rechnete bereits: Wenn Led Zeppelin auf eine klitzekleine Welttournee gehen würde, 50 Stadien à 60 000 Menschen – selbst beim Sonderpreis von 100 Dollar pro Ticket hätte das einen Umsatz von 300 Millionen Dollar bedeutet. Dazu ein Live-Album, Merchandising – die Kassen hätten geklingelt. Doch dazu kam es nicht.

Der Led-Zeppelin-Biograf Mick Wall schreibt, dass es die unausgesprochene Übereinkunft in der Band gab, den Aufwand des wochenlangen Probens nicht nur für ein einziges Konzert zu betreiben. Jimmy Page muss sich am Ziel seiner Träume gesehen haben. Doch hatte Robert Plant früher im Jahr 2007 mit der Country-Sängerin Alison Krauss das Album „Rai-

sing Sand“ aufgenommen, das knapp zwei Monate vor dem Konzert mit Led Zeppelin erschien. Dieses Album wurde überraschend ein Hit, es verkaufte sich mehr als eine Million Mal, und plötzlich hatte Plant unverhofft etwas, was Page nie vergönnt gewesen war: eine richtig erfolgreiche Solokarriere. Statt mit den alten Kollegen ging der damals 59 Jahre alte Plant mit der 23 Jahre jüngeren Alison Krauss auf Welttournee. Auf der Bühne ließen die beiden farbenfrohe Teppiche verlegen, Plant machte nicht mehr in Rock, er machte in gemütlich, und die beiden gewannen für ihre schönen, melodiosen Lieder jede Menge Preise.

Page war sehr verzweifelt. Selbst fünf Jahre später gelingt es ihm nicht, seine Enttäuschung zu verbergen. Auf die Frage, warum die Band nach dem großen Erfolg von 2007 nicht öfter zusammenspielt, sagt er also nach einem langen Seufzer: „Am Morgen nach der Show bin ich aufgewacht und war froh. Ab nachmittags bin ich unruhig geworden, weil ich wieder mit den Jungs auf die Bühne wollte. Aber es hat seither nicht die leiseste Andeutung gegeben, dass wir wieder zusammenspielen könnten, nicht mal ein Flüstern. Das ist die Wahrheit.“

In Suite 218 ist die Stimmung weniger traurig, John Paul Jones scheint ein grundsätzlich heiterer Mann zu sein. Er mampft ein Croissant und krümelt den Boden der 2500-Pfund-pro-Nacht-Suite voll. Das ist nicht direkt die Art von Raumneugestaltung, wie sie John Bonham bevorzugt, aber doch eine milde, eine vielleicht altersweise Form von Rock'n'Roll. Man kann Jones jetzt fragen, ob er schon gefragt worden ist, warum die Band nicht wieder zusammenspielt. „Aber sicher, wie immer“, sagt er vergnügt. Und? „Ach, wenn sich aus dem Konzert damals was ergeben hätte, wär's schön gewesen. Aber Robert wollte nicht so recht, und dann hat es keinen Sinn. Sobald einer nicht vollkommen glücklich ist, muss man es lassen. So ist es und so sei es.“

„Bleibt er eine Sekunde, bevor er sagt: „Es ist mir egal. Solange ich Musik machen kann, ist alles bestens. Es ist mir völlig egal, mit wem und was ich spiele.“

Plant hat sein Glück in Country- und Bluegrass-Musik gefunden, und Jones spielt alles, wirklich alles, was ihm in die Quere kommt. 2010 zum Beispiel trat er auf einem Avantgarde-Festival in Kristiansand in Norwegen auf. Nach seinem Auftritt tippte ihm jemand auf die Schulter: „Hey, willst du gleich mit uns noch mal spielen?“ „Klar“, sagte Jones, „was macht ihr für Musik?“ „Darüber sprechen wir nicht.“

Seither ist Jones immer wieder einmal Teil der norwegischen Improvisationsband Spersilient. Er sagt: „Ich spiele mit norwegischen Improvisierern. Klingt das nicht toll?“

Als kurz nach diesem Satz der Feueralarm im Connaught losgeht, zuckt er nicht mal. Nach zehn Sekunden verstummt der Pfeifton. Jones sagt erfreut: „Lassen Sie uns einfach so tun, als wäre nichts passiert.“ So ähnlich scheint er es auch mit seiner Vergangenheit als Mitglied der wohl größten aller Rockbands zu halten: Er tut vielleicht nicht direkt so, als sei das nie passiert, aber doch so, als bewe-

ge es ihn nicht mehr. „Ich hatte immer nur zwei Ziele im Leben“, sagt er: „Nie einen richtigen Job anzunehmen und den ganzen Tag Musik zu machen.“

Einen Tag später gibt die Band eine Pressekonzferenz, es sind rund 200 Leute im Raum, die Lederjackendichte ist hoch, und diesmal ist auch Robert Plant dabei. Auf dem Podium sitzt er in der Mitte. Page hat die Band gegründet, er hat die Mitglieder ausgesucht, er war Songschreiber, Produzent und Kopf des Unternehmens.

Aber Plant sitzt in der Mitte.

Durch seine hartnäckige Weigerung, weiterhin mitzumachen, hat er allmählich die Macht übernommen. Page sitzt neben ihm wie betäubt. Fast alle Fragen an die Band werden zunächst von Plant beantwortet, manchmal sagt Page etwas, und Jones erzählt wie immer munter die Geschichte, dass er und Bonham damals auf der Bühne stets im Dunkeln waren, weshalb es so wenige Fotos von den beiden gebe und Aber-tausende von Page und Plant. Nur einmal scheint Page kurz aus der Betäubung zu erwachen, als eine sehr schöne Fragestellerin sich als Journalistin Anna aus Kroatien vorstellt. „Hallo, Anna“, schnurrt Page. Und Anna fragt: „Hatten Sie früher nicht einfach viel mehr Spaß?“ Page sinkt zurück ins Halbkoma. Plant erzählt ein bisschen was von früher.

„Die Leute sagen mir, dass sie mit den Liedern aufgewachsen sind. Dann sage ich: Ich doch auch!“

In dieser Woche war Page zu Gast in der berühmten BBC-Sendereihe „Later with Jools Holland“, in der stets mehrere Bands auftreten und live spielen. Er war der unzweifelhaft beste Musiker im Studio, aber er spielte nicht. Page ließ sich von Moderator Holland fragen, ob Led Zeppelin noch mal zusammenspielen würde. Schließlich sei das Konzert doch so toll und so kraftvoll gewesen.

Wenn die anderen Bands spielen, saß Page allein an einem Bistrotischchen und klatschte den Rhythmus mit. Unter lauter Musikern, die mit Lust und Freude aufspielten, wirkte er wie eine verlorene Gestalt. Er war der König ohne Land.

Der Mann ohne Band.

Seit dem Konzert von 2007 muss Page noch stärker leiden, denn mit dem Auftritt wurde klar, dass die Band es noch könnte. Sicherlich nicht so wie in den Siebzigern, als sie eine gewaltige Rockmaschine war, die außer von Genie auch von Drogen, Alkohol und wunderbarstem Größenwahn angetrieben wurde. Aber das Konzert von 2007 hatte gezeigt, wie viel Energie noch in der Band steckte. Viele Kritiker sagen, Page habe mehr als ein Vierteljahrhundert nicht mehr so gut gespielt wie an diesem Abend. Es war, als habe Page, der eine Zeitlang allerlei okkulten Phantasien anhing, einen teuflischen Pakt geschlossen und sei verjüngt auf die Bühne gekommen – und sei es nur für diesen einen Abend.

Könnte es damit nicht gut sein? Hat er sein Vermächtnis mit diesem Konzert nicht gesichert, zumal es jetzt als Film veröffentlicht wird? „Wissen Sie, ich liebe es einfach, diese Musik zu spielen“, sagt Page, „sie ist ein Teil von mir. Viele Leute sagen mir, dass sie mit den Liedern aufgewachsen sind. Dann sage ich immer: Ich doch auch!“ Die Tragik des Jimmy Page liegt darin, dass er die Musik, die ein Teil von ihm ist, ohne die Band nicht spielen kann. Doch John Paul Jones spielt gerade mit den Norwegern. John Bonham ist tot. Und Robert Plant hat keinen Bock.

svra005

SZ20121117S1166081